

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Cecelia Ahern

Das Jahr, in dem ich dich traf

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Der größte Ruhm liegt nicht darin,
niemals zu fallen, sondern
jedes Mal wieder aufzustehen.

Konfuzius

Winter

Die Zeit zwischen Herbst und Frühling,
die auf der nördlichen Halbkugel
die kältesten Monate des Jahres umfasst:
Dezember, Januar und Februar.

Eine Zeit der Untätigkeit oder des Zerfalls.

Ich war fünf Jahre alt, als ich erfuhr, dass ich irgendwann einmal sterben würde.

Dass ich nicht ewig leben würde, war mir bis dahin nie in den Sinn gekommen, warum auch? Niemand hatte je ein Wort darüber verloren, nicht einmal flüchtig. Dabei wusste ich schon einiges über den Tod. Goldfische starben, das hatte ich hautnah miterlebt. Sie starben, wenn man sie nicht fütterte, aber manchmal auch, wenn man sie zu viel fütterte. Hunde starben, wenn sie vor fahrende Autos liefen, Mäuse starben, wenn wir sie mit Schokokeksen in die Mausefalle lockten, die wir in der kleinen Toilette aufgestellt hatten. Kaninchen starben, wenn sie aus dem Stall ausrissen und von den bösen Füchsen erwischt wurden. Doch die Erkenntnis, dass all diese Wesen unter bestimmten Bedingungen sterben konnten, versetzte mich keineswegs in Panik, denn selbst mit meinen fünf Jahren wusste ich, dass pelzige Tiere dumme Dinge taten – Dinge, die mir niemals einfallen würden.

So war es ein ziemlicher Schock für mich, als ich

erfuhr, dass der Tod auch mich irgendwann einmal erwischen würde.

Meiner Quelle zufolge würde ich, wenn ich Glück hatte, auf die gleiche Weise sterben wie mein Großvater. Nämlich alt. Nach Pfeifenrauch und Fürzen riechend, mit Taschentuchklümpchen vom Naseputzen auf der Oberlippe. Mit Dreck unter den Fingernägeln von der Gartenarbeit. Mit Augen, die sich in den Winkeln gelblich verfärbten und mich an die Marmeln aus der Sammlung meines Onkels erinnerten, auf denen meine Schwester so gern herumlutschte, bis sie mal eine verschluckte, so dass mein Vater herbeistürzte und ihr so lange auf den Bauch drückte, bis das Ding wieder herausgehopt kam. Alt. Mit bis an seine wabblige Titten-Brust hochgezogenen braunen Hosen, die sich über dem weichen Wanst spannten, so dass darunter seine von der Hosennaht zur Seite gedrückten Eier zu sehen waren. Alt. Nein, ich wollte absolut nicht so sterben wie mein Großvater, aber meiner Quelle zufolge war es das Beste, worauf ich hoffen konnte.

Es war am Tag der Beerdigung meines Großvaters, als ich von meinem Cousin Kevin über meinen bevorstehenden Tod aufgeklärt wurde. An diesem heißesten Tag des Jahres saßen wir im Gras ganz hinten im langgezogenen Garten meines Großvaters – so weit wie möglich von unseren trauernden Eltern entfernt, die in ihren schwarzen Klamotten aussahen wie

Mistkäfer – und tranken rote Limonade aus Plastikbechern. Die Wiese war übersät mit Löwenzahn und Gänseblümchen und viel höher als sonst, denn aufgrund seiner Krankheit hatte Großvater es in seinen letzten Wochen nicht mehr geschafft, den Garten richtig zu pflegen. Ich erinnere mich, dass ich traurig war und Großvater gern davor bewahrt hätte, dass sein wunderschöner Garten ausgerechnet an diesem Tag, an dem er sich nicht in dem von ihm stets angestrebten perfekten Zustand befand, so vielen Nachbarn und Freunden präsentiert wurde. Dass er heute nicht dabei sein konnte, hätte ihn sicher nicht gestört – Reden war nicht seine Lieblingsbeschäftigung –, aber er hätte sich garantiert bemüht, den Garten für die Gäste angemessen zurechtzumachen. Dann wäre er verschwunden und hätte sich von weitem die lobenden Bemerkungen angehört, vielleicht am offenen Fenster oben im Haus. Er hätte so getan, als wäre ihm die allgemeine Bewunderung egal, aber das wäre sie ihm keineswegs gewesen, und er hätte mit seinen grasfleckigen Knien und seinen schwarzgeränderten Fingernägeln dort gestanden, ein zufriedenes Lächeln im Gesicht. Eine ältere Dame, die sich ihren Rosenkranz ganz fest um die Fingerknöchel geschnürt hatte, behauptete, sie fühle seine Präsenz im Garten, aber ich merkte nichts davon. Ich war ganz sicher, dass mein Großvater nicht anwesend war. Der Zustand des Gartens hätte ihn geärgert, er wäre ihm unerträglich gewesen.

Immer wieder füllte Großmutter eine Gesprächspause mit Bemerkungen wie: »Aber seine Sonnenblumen gedeihen ganz prächtig, Gott hab ihn selig«, oder: »Jetzt hat er die Petunien gar nicht mehr blühen sehen«, worauf der Klugschwätzer Kevin murmelte: »Ja, jetzt ist er selber der Dünger.«

Alle lachten leise. Über Kevins Kommentare wurde immer gelacht, denn Kevin war cool. Er war der Älteste, fünf Jahre älter als ich, und als reifer Zehnjähriger sagte er gemeine und grausame Dinge, die sich kein anderer von uns Kindern getraut hätte. Selbst wenn wir etwas gar nicht lustig fanden, lachten wir, denn wir wussten, dass wir sonst umgehend zur Zielscheibe seiner Gemeinheiten wurden. An jenem Tag traf es mich. Ich fand es einfach nicht witzig, dass mein toter Großvater unter der Erde lag und den Petunien beim Wachsen half. Ich fand es auch nicht schrecklich. Nein, für mich war es eher eine schöne, irgendwie bereichernde Vorstellung – und vor allem schien es mir richtig. Genau das hätte mein Großvater gewollt, jetzt, wo er nicht mehr mit seinen dicken Wurstfingern zum Blühen und Gedeihen seines wundervollen Gartens beitragen konnte, der das Zentrum seines Universums gewesen war.

Dass ich den Namen Jasmine bekam, ist ebenfalls der Liebe meines Großvaters zum Gärtnern zu verdanken. Als er meine Mutter nach meiner Geburt im Krankenhaus besuchte, brachte er ihr einen großen

Strauß von dem Jasmin mit, der an dem selbstgezimmerten, rotgestrichenen Holzspalier an der schattigen hinteren Hauswand emporkletterte. Er hatte ihn in Zeitungspapier eingepackt, braune Schnur darum, und die Tinte des halbfertigen Kreuzworträtsels in der *Irish Times* war zerlaufen, weil die Stiele vom Regen noch ganz nass gewesen waren. Es war kein Sommerjasmin, wie man ihn von teuren Duftkerzen und schicken Raumsprays kennt. Ich war ein Winterkind, und in Großvaters Garten gab es eine Menge Winterjasmin, der die graue Jahreszeit mit seinen kleinen gelben Sternenblüten ein bisschen aufhellte. Ich glaube nicht, dass mein Großvater über die Bedeutung seines Geschenks nachgedacht hatte, und ich weiß auch nicht, ob er sich sonderlich geehrt fühlte, als meine Mutter mich nach den Blumen nannte, die er ihr mitgebracht hatte. Eigentlich denke ich eher, dass er den Namen seltsam fand – er war doch für die Pflanzen in seinem Garten gedacht und nicht für ein Kind. Namen, die nicht aus der Bibel stammten, waren ungewohnt für ihn – er selbst hieß Adalbert, nach dem Heiligen, der in Irland missioniert hatte, und mit Zweitnamen Mary.

Im Winter davor hatte er meiner Mutter violette Heidekraut – *heather* – in die Klinik gebracht, und prompt hatte sie meiner Schwester den Namen Heather gegeben. Ein schlichtes Geschenk zur Geburt meiner Schwester, aber manchmal frage ich mich, ob

er mit dem Jasminstrauß nicht doch irgendwelche Absichten verfolgte. Als ich nämlich nachforschte, entdeckte ich, dass der Winterjasmin ein naher Verwandter des Heidekrauts ist und ebenfalls ein Farbtupfer im winterlichen Garten. Ich weiß nicht, ob es vielleicht an meinem Großvater und an seiner Persönlichkeit lag, aber ich habe schon immer gehofft, dass stille Menschen einen Zauber besitzen, der weniger zurückhaltenden Menschen fehlt, dass sie mehr wissen als andere und nur deshalb so schweigsam sind, weil in ihrem Kopf wichtigere Dinge vor sich gehen. Vielleicht täuscht das, was nach außen wie Schlichtheit wirkt, über ein gut verstecktes Mosaik phantasievoller Gedanken hinweg – wie zum Beispiel, dass Großvater Adalbert sich für mich den Namen Jasmine gewünscht hat.

Damals im Garten interpretierte Kevin die Tatsache, dass ich über seinen Todeswitz nicht lachte, fälschlicherweise als Missbilligung, und es gab nichts, was er mehr hasste und fürchtete. Deshalb richtete er seinen wilden Blick auf mich und verkündete: »Du wirst auch mal sterben, Jasmine.«

So saß ich als Jüngste im Kreis von sechs weiteren Kindern und versuchte, die Tatsache meines zukünftigen Todes zu verdauen, während meine Schwester sich neben uns damit vergnügte, sich so lange im Kreis zu drehen, bis ihr schwindlig wurde und sie ins Gras plumpste. Ich hatte eine Gänseblümchenkette

um den Knöchel und einen Kloß im Hals, der sich so groß anfühlte, als hätte ich eine der riesigen, um das blumengeschmückte Büfett herumsummenden Hummeln verschluckt. Sicher, auch die anderen Kinder waren über Kevins Bemerkung schockiert, aber statt mich zu unterstützen und diese ominöse Mitteilung zu bestreiten, fixierten sie mich mit ernsten Blicken und nickten traurig. *Ja, das stimmt*, sagten diese Blicke, *Ja, auch du wirst sterben, Jasmine*.

Da ich lange schwieg, ging Kevin gnadenlos weiter in die Einzelheiten: Nicht nur würde ich sterben, davor würde ich auch noch von etwas heimgesucht werden, das sich Periode nannte und mir für den Rest meines Lebens jeden Monat unerträgliche Qualen bereiten würde. Dann erfuhr ich in allen Einzelheiten, wie Babys gemacht wurden, und die Beschreibung war so abstoßend, dass ich meinen Eltern eine Woche lang kaum in die Augen sehen konnte. Wie um noch weiter Salz in meine Wunden zu streuen, gipfelte das Ganze in der Information, dass es keinen Weihnachtsmann gab.

Man versucht ja, solche Dinge zu vergessen, aber so etwas konnte ich nicht vergessen.

Warum ich diese Episode aus meinem Leben erwähne? Nun, weil *ich* damals entstanden bin – ich, wie ich mich heute kenne und wie alle anderen mich kennen. Mein Leben hat begonnen, als ich fünf Jahre alt war. Die Erkenntnis, dass ich sterben würde, hat

etwas in mir verändert, was mich bis zum heutigen Tag prägt: Mir ist klargeworden, dass die Zeit an sich zwar unendlich, *meine* Zeit jedoch begrenzt ist und irgendwann zu Ende gehen wird. Ich habe begriffen, dass das, was ich eine Stunde nenne, nie das Gleiche ist wie für einen anderen Menschen. Wir können sie nicht auf die gleiche Weise verbringen, wir können sie nicht auf die gleiche Weise betrachten. Natürlich kann jeder mit seiner Zeit machen, was er für richtig hält, aber ich lasse mich da nicht mit hineinziehen; ich will meine Zeit nicht verschwenden. Wenn du etwas tun willst, musst du es jetzt tun. Wenn du etwas sagen willst, musst du es jetzt sagen. Und noch wichtiger: Du musst es selbst tun. Es ist *dein* Leben, du bist derjenige, der stirbt, du bist derjenige, der dieses Leben irgendwann verliert. So gewöhnte ich mir an, immer in Bewegung zu bleiben, Dinge ins Rollen zu bringen. Ich arbeitete in einem Rhythmus, der mich selbst oft so atemlos machte, dass ich kaum einen Augenblick fand, mich zu besinnen, zu mir zurückzufinden. Ich jagte mich, ich hetzte mich und schaffte es nur selten, mich einzuholen. Denn ich war schnell.

Als wir den sonnenverbrannten Trauergästen an jenem Abend zurück nach Hause folgten, nahm ich von unserem Treffen im Gras viel mehr mit als nur die Gänseblümchen, die von meinen Hand- und Fußgelenken baumelten und in meine Haare geflochten waren. Mein Herz war voller Angst, aber es dauerte

nicht lange, bis ich sie auf die einzige für eine Fünfjährige mögliche Art verarbeitet hatte. Wenn ich an den Tod dachte, dachte ich immer an meinen Großvater Adalbert Mary, der unter der Erde lag und selbst dort noch seinen Garten zum Wachsen brachte, obwohl er nicht mehr da war, und das gab mir Hoffnung.

Man erntet das, was man gesät hat. Und ich machte mich fleißig ans Säen.